

Ein

Königs-Märchen

von

Ernst von der Planitz.

Preis 80 Pfg.

München.
C. Mißler's Verlag.

Ein Königs-Märchen.

Ein

Königs-Märchen

von

Ernst von der Planitz.

München.

E. Nitzler's Verlag.

(1890)

Den Manen meines Königs.



Dein Leben war ein Märchentraum,
Wie es den Wandrer oft ergreift,
Wenn hoch vom Firn sein Blick ins Weite schweift
Und sich verliert im unbegrenzten Raum.

Ein traumhaft Lied von ferner Wunderpracht,
Geträumt in sagenhafter fremder Welt,
Das man am Winterherd dem Kind erzählt,
Wenn draußen heult der Wind durch Sturmes-
nacht.

Ein Königsleben — ach! und nur ein holder
Traum,
Der aufsteigt aus dem mondbeglänzten See
Und in die Saiten greift, zu klagen all das Weh
Des Menschensein's und dann zerrinnt wie
Schaum.

Ernst von der Planitz.

Ein Königs-Märchen.

I.

'S war einmal ein junger König.
War so jung, so schön, daß alle
Mädchen rings im weiten Lande
In den König sich verliebten.
Selbst die glückverbund'nen Frauen
Trugen im Geheimen auf dem
Scheu verhüllten Schwanenbusen
Ihres jungen Königs Bildniß.
Und die alten, eingeschrumpften
Weiber, deren Liebesgarten

Längst verblüht und wo der Wind nur
Durch verdorrte Blätter rauschte,
Humpelten mit Stock und Betbuch
Täglich durch die Kirchenthüre,
Knieten vor dem kerzenhellen
Seitenaltar, drauf in schwerem,
Goldgestickten, steifen Mantel
Das geschnitzte Vesperbild stand.
Was der alte, frohe Meister
Einst geschaffen mit der kund'gen
Hand, das Ebenmaß der Glieder,
Des Gewandes stolzen Rythmus,
Der gebeugten Jungfrau Busen
Und des Sohnes brechend Auge,
Hatte man mit sammt'nen Lappen
Sorgsam längst verhüllt und einer
Puppe schien's nun eher ähnlich
Als dem Bilde der Erbauung;
Aber just so war's den frommen
Damen Recht und so verblieb's drum.
Doch mit alten Weibern kann ja

Kein Professor, nicht einmal ein
Theologe disputiren,
Drum wohl auch kein Versemacher.
Also lassen wir die Weiber
Vor der Manteljungfrau knien
Und sie beten, daß ihr lieber,
Guter König möge immer
So ein guter König bleiben.
Um indessen auch die Herrn der
Schöpfung nicht ganz zu vergessen,
Sei vermerkt, daß auch des Reiches
Stolze Männerkraft vom kecken
Flaumumhauchten frohen Jüngling
Bis zum schneegebeugten Greise
In den jungen Herrn des Landes
Zwar mit Nichten just verliebt war,
Doch bei Tod und Teufel schwuren
Sie, daß noch auf keinem edlern
Haupt die Krone je gesessen,
Daß noch nie in eines Herrschers
Aug' so klar der stolze Wille

Sich gespiegelt, alle Völker
Seiner Lande froh zu wissen.
Also war's. — Und nun der König?
Ach! der ahnte kaum die Liebe
All der Seinen. Wohl gedacht' er,
Daß die Amm' ihm einst geschmeichelt,
'Sei kein schön'res Kind im Lande;
Doch weßhalb, so dacht' der Knabe,
Sollt' des Königs Kind nicht auch das
Schönste sein! Und dann — vergaß er's.

Jahre kamen, Jahre giengen,
Und er wuchs und mit ihm wuchsen
Leider auch die Schmeicheleien.
Doch der klare Geist des Prinzen
Fragte sich wohl in der Stille,
Wenn er an dem mondbeglänzten
Fenster stand und fort sich sehnte,
Weit hinaus aus all der Enge
In die unbegrenzten Fernen
Jener lichtbeglückten Sterne,

Was hievon dem Königssohne
Und wie viel dem Menschen gälte?
Saß er brütend dann am Tische
Bei den gelben Folianten,
Las von alten Zeiten, Ländern
Und dem Schicksal ihrer Herrscher,
Fand er nur zu bald, daß glatte
Worte nichts sind, ach! als — Worte.
Und so senkte sich der Same
Trüben Sinnes in die Brust des
Jungen Fürsten, keimte, sproß und
Wuchs und wuchs und unaufhaltsam
Klammerten sich armesstarke
Wilde Ranken um das junge
Herz, so wie der wilde Wein sich,
Erst ein zarter weicher Schößling,
Um den schlanken Ahorn schmiegt und
Wachsend bald das edle Bäumchen
Sich verblutet kraft- und wehrlos.
Einsam saß der Prinz die Nächte,
Einsam ritt er durch die Wälder,

Suchend nach dem Ungekannten,
Einsam saß er am Gestade
Seines Bergsee's, drinn des Schlosses
Helle Fenster widerstrahlten,
Als ob dort ihm Lösung würde
All der Räthsel dieses Daseins,
Einsam sann der Vielgeliebte
Über Glück und Menschen nach.

2.

Du schattendunkler stiller See,
Umsäumt von windumkosten Blüten,
Wenn ich in deine Tiefen seh',
Ist's mir, als ahnt' ich dort den Frieden.

Sag mir, hat Sturm und Seelenpein
Den Weg zu dir noch nie gefunden,
Zog nie in diese Tiefen ein
Die Sehnsuchtsqual in herben Stunden?

Ich frag' umsonst! Der Wald nur rauscht,
Summt seine alten müden Weisen,
Du blickst hinauf zum Himmelsblau,
Wo durch das All die Sterne kreisen.

Ach, könnte ich den wilden Schmerz
Auch so wie du einst überwinden,

O könnt' dies ruhelose Herz
Wie du, wie du den Frieden finden!"

Dunkel dehnte sich die weite
Wasserfläche längs des Ufers.
So verklingt im Gotteshause
Nächtlich der Choral ins ferne
Unbestimmte. Träumend schlugen
Ans Gestade rings die Wellen.
In dem Schatten düstrer Bäume
Saß der Prinz, das Haupt leicht stützend
Auf die zartgeformte Hand und
Starrte weit hinaus ins Leere.
Regungslos, so saß er, jenen
Launen der Natur vergleichbar,
Die der Wandrer trifft an morschen
Felsenwänden und verkrümmten
Ästen und sie lächelnd deutet
Als gebannte Menschenbilder.
Regungslos so saß der Träumer,
An dem Fuß der alten Bäume,

Deren krumme Wurzeln lechzend
Sich bis an das Wasser dehnten.
Dunkles, dicht gewelltes Haar floß
Um die jugendliche Stirne,
Gleich als wollt' es kosend all das
Trübe Sinnen dort verscheuchen.
Wie ein leichter Flor, der leise
Auf die Morgenlandschaft sinkt,
Und den Blick auf sonnenwarme
Au'n und Fluren uns entzieht, so
Zog ein Hauch durch diese großen
Seelenvollen Träumeraugen.
Einer Wolke gleich, die an dem
Blauen Himmel hinschwebt, senkten
Dunkle Wimpern sich darüber.

Glühend war der Sonnenball schon
Längst im Westen fern versunken.
Wie ein Abschiedsgruß, den lächelnd
Halb durch Thränen winkt die Braut dem
Bräutigam, erglühte ferne

Des Gebirges schneeumflortes
Bleiches Antlitz. Doch ein letzter
Gruß nur war's, der schon erstorben,
Eh' den Lippen er entfloh. — —
Weithin spannte seinen grauen
Teppich rings der stille Abend,
Um dem Schattenzug der düstern
Nacht die Wege zu bereiten.
Ruhe rings! — Ein Riesengrab schien
Jetzt der weite dunkle See, das
Eine finstre Macht geöffnet
Einem ungekannten Opfer.
An dem Bergwald hoch im Osten
Stieg der Vollmond auf in seiner
Strahlenlosen Pracht und schwebte
Auf den zack'gen Waldesspitzen.
Weiße Lichter huschten über
Die gedehnte Wasserfläche
Blitzen gleich in tausend Funken,
Die aufschoßen und verklimmten,
Wieder kamen, wieder schwanden,

Mächt'ger leuchtend, breiter schwellend
Zum gedehnten gold'nen Strome,
Drinn der Mond den See durchschwamm.
Draußen kreuzten kleine Segel
Durch den Lichtstrom und entschwanden
In dem unbestimmten Dunkel.
Wie ein Fabelthier der Vorwelt
Tief versunken nur im Schlafe
Ragte aus dem See die Insel;
Seeentstiegen, märchenhaft
Blinkten aus der weit'sten Ferne
Von dem Ufer her die Lichtlein
Einer kleinen Hafenstadt.

Eine alte längst vergess'ne
Sage zog dem stillen Träumer
Durch die Seele, als sein Blick
Nach dem fernen Ufer schweifte:
Feine Nebelstreifen wogten,
Bändern gleich, vom Wind gefächelt,
Durch den Mastenwald des Hafens.

Dunkel bauten sich die Häuser
Hoch hinauf am Bergeshange
Bis hinauf zum steilen Giebel
Des zerfall'nen Herrenschlosses.
Unten aber auf der grauen
Wasserfläche schwamm ein Segel
Langsam, feierlich und lautlos
Nach dem kleinen stillen Hafen.
War das nicht das alte Märchen
Der versunk'nen Stadt, die aus dem
Wellengrunde rauschen werde,
Wenn die schwarzgelockte Tochter
Jenes Dämons, der dort unten
Herrscht, dem See entsteigen würde,
Einen Sterblichen zu lieben?
Glücklich, so erzählt die Sage,
Wird sie sein, ein Menschenalter
An der Seite des Erwählten.
Aus den Tiefen steigt ein Boot und
Weiße Schwäne werden Beide
Durch die blaue Flut geleiten,

Den Gedanken gleich, die sehnend
Auf der Wasserfläche irren.
Doch wenn ihre Zeit vorüber,
Werden unsichtbare Hände
Auf dem Boot die Segel hissen.
In das Reich der Wellen kehret,
Was dem Wellenreich entstiegen.
Sinken wird die Stadt, zerfallen
Wird zu Staub, der sie besessen,
Seine Seele wird verweh'n im
Wind und eine dunkle Märe,
Die von Mund zu Munde wandert,
Wird die Stelle noch bezeichnen,
Wo gelebt er und geliebt.
Nur wenn aus den fernen Bergen
Bricht der Sturm, die Wogen branden,
Die von Angst gebleichten Schiffer
Betend in die Ruder greifen,
Werden sie die leisen Klagen
Einer ruhelosen Seele
In den Lüften hoch vernehmen,

Und vom Grund des See's erschallen
Dumpf die sturmbewegten Glocken
Wie ein fernes Grabgeläute.
'S war ein altes düstres Märchen.
Traumhaft zog's an ihm vorüber,
Wie auf hoher See ein Segel
Fern am Horizonte schwindet,
Wie der Ton der Äolsharfe
Jäh erwacht und leis verklingt.
Er gedachte ferner Tage,
Da er noch ein muntrer Knabe
Alle Abend stand am Ufer
Des bewegten grünen See's und
Nach der schönen Wellentochter
Aussah, ach! und alle Abend
Trauernd nach dem Schlosse schlich. —
Eine Mondnacht, so wie heute,
Mußt' es sein, die Schaumgebor'ne
Aus den Tiefen aufzulocken.
Dort im Flimmerglanz des Mondes
Mußte aus dem See sie tauchen,

Und die schnee'gen weißen Arme
Auf den Silberwellen wiegen,
So wie dort, dort in der Ferne
Sein entzücktes Aug' es schaute . . . . .
Mitten in dem Wellenglanze
Tauchte eines göttergleichen
Weibes Haupt. In dickem Knoten
War das dunkle Haar geschürzt und
Schwer lag's auf dem Schwanennacken.
Herrlich floß der Marmorschultern
Wellenlinie zu den Hüften,
Ihrer Arme spielend Wiegen
Zeigte bald und deckte wieder
Einen königlichen Busen.
Wie berauscht saß fern am Ufer
Still der Träumer. Einem Bann gleich
Legte sich ihm die Erscheinung
Um die sehnsuchtsvolle Seele.
'S war, als müßt' er zum Gestade
Eilen, in den See sich stürzen,
An das Herz dies Weib zu drücken,

Gält's auch um den Preis des Sinkens
In die ew'ge Nacht der Tiefen.
Ach! und doch er wagte kaum zu
Athmen, um das holde Bild nicht
Zu verscheuchen, wähnend, daß es
Wie der weiße Schaum zerrinne,
Der um ihre Brust sich schmiegte.

Froh in weiblichem Behagen,
Das sich unbelauschet wähnt,
Trieb die schöne Schwimmerin ihr
Nächtlich Spiel im Wellenglanze.
Näher kam sie gen das Ufer.
Ihrer Haare schwerer Knoten
Hatte sich gelöst; wie dunkle
Wellen floß die weiche Fülle
Um die schneegeformten Glieder.
Hell beschien das sanfte Mondlicht
Ihre bleichen zarten Wangen,
Schwarz umrahmt vom Lockenglanze,

Einer Wasserlilie ähnlich,
Die im dunkeln Schilf verborgen
Träumt ihr jungfräuliches Leben.
Nah' dem Ufer trieb ein Röslein,
Das der Wind wohl von dem Strauche
Losgelöst und mitgetragen,
Auf den mondbestrahlten Wassern;
Gleich als winke es dem Mädchen
Stieg und sank es von der Wogen
Leicht bewegtem Spiel getragen.
Langsam kam die Wellentochter
Näher, immer näher kam sie.
Schon erhob der weiße Arm sich,
Das verirrte Waldesröslein
Zu erreichen, als der Mond sein
Antlitz abwandt vom Gestade
Und der See entstieg'ne Zauber
Jäh verschwand wie Nebelbild.
Leise klang des Bergsee's Plätschern
Von dem Uferrand herüber.
War's der Wind, der jetzt vom Wald her

Kam und mit den Wellen scherzte?
War's ein Schwan, der in dem Schilfe
War erwacht und Kühlung suchte?
Als die Wolkenbank vorüber
Und der Mond sein mildes Leuchten
Auf die Wasser wieder ausgoß,
Ach! da war die Maid, da war das
Wasserröslein mit verschwunden.
Nur ein leises Wellenkräuseln
Immer weiter aus sich dehnend,
Wie wenn Knaben muntern Spieles
Einen Stein vom Ufer schleudern,
Wuchs aus kleinen Wasserringen
Fern bis zu dem Inselland.

3.

Vor dem Schloßportale qualmen
Blutig roth der Diener Fackeln.
Wie ein Opferbrand den finstern
Mächten stiller Nacht entzündet
Steigt der Rauch zum Sternenhimmel.
Wiehernd scharren abseits blanke
Sattelpferde in dem Sande,
Peitschen mit den langen Schweifen
Ungeduldig sich die Flanken.
Aus des Schlosses hoher Pforte
Tritt der Prinz, ein wilder Rappe
Wird ihm vorgeführt, der schäumend
An dem Goldgebisse kaut.
Lächelnd klopft der Prinz die Mähne
Seines Leibpferds, schwingt sich mit der
Vollkraft seiner Jugendjahre
In den Sattel und sprengt grüßend
Dicht gefolgt von der Eskorte

Der beritt'nen Fackelträger
Mit der Hand an seinem Hute
Durch die Reihen seiner Knechte.

Wie ein toller Geisterspuck flog
Durch die Nacht die Reitertruppe.
Hellauf flackerten die Fackeln,
Auf der vielgekrümmten Straße,
Schienen plötzlich zu verlöschen,
Bis von Neuem sie erschienen.
Funken gleich zusammenschrumpfend
Irrten sie am fernen Waldrand
Hin und her und schwanden endlich
In der Nacht des Waldesdickicht.
Einsam lief ein schmaler Waldpfad
Durch die Finsterniß der Bäume.
In den Wipfeln sang der Nachtwind
Eine alte müde Weise.
Weithin beugten sich die düstern
Wild zerzausten Waldgesellen
Auf den tief gefurchten Fahrweg,
Wenn der Reitertrupp an ihnen

Flog vorbei und lang noch wiegten
Sie ihr Haupt in stummer Sprache.
Als die Reiter aus dem dunkeln
Walde in das Freie kamen,
Stieg vor ihnen aus dem Schatten
Stiller Nacht ein Hügel auf, von
Dem herab in lichter Reihe
Eines Klosters Fenster glänzten.
Lange Töne einer Orgel
Zogen summend durch die laue
Sommernacht der Kavalkade
Wie zum frommen Gruß entgegen.
Auf gewund'nem Bergespfade
Gieng es aufwärts, und gar balde
Stampften ihre schweißbedeckten
Rosse vor dem hohen Thore.
Weißumwallt von langem Barte
Trat ein Mönch heraus und grüßte
Ehrfurchtsvoll den jungen Fürsten.

* * *

„Was ich Euch, mein Prinz hierüber
Weiß zu sagen, ist sehr wenig,"
Sprach der alte Mönch zum Prinzen,
Der in einem hohen Lehnstuhl
In der Ecke beim Kamine
Lauschend saß in stiller Zelle.
„Schon vor Jahren fand ich in der
Still verwaisten Bücherei des
Klosters staub'ge Schränke musternd,
Eine Chronik, die die Sage
Wiedergibt, wie ich soeben
Sie vernahm aus Eurem Munde.
Aber just vor einem Jahre
Als der Bruder Maurer in der
Niedern tief gewölbten Krypta
Einen Altar renovirte,
Fand er unter morschen Steinen
Wohl verborgen diesen weitern
Stummen Zeugen früher Vorzeit."
Also sprach der Mönch und wandte
Sich zu einem braunen Wandschrank,

Welcher reich mit Schmiedearbeit
War beschlagen und ein ries'ger
Schlüssel mit durchbroch'nem Griffe
Knarrend sperrte. Aus dem obern
Fache holte er ein zierlich
Büchlein, das in Holz gebunden
Braun und mürb vom Alter war.
Hastig griff der Prinz darnach und
Öffnet's. Wächsern waren seine
Schwarzen Seiten und mit Schnörkeln
Dicht bedeckt, verschied'ne Hände
Hatten hier sich eingezeichnet.
Lang besah der junge Fürst die
Zeichen längst verrauschter Zeiten
Eh' er's wieder gab dem Alten.
Dieser nahm's und schritt zum nahen
Tisch, auf den die niedre Lampe
Einen lichten Kreis gezogen,
Holte eine horngefaßte
Brille aus der Ärmeltasche.
Aus dem Schubfach seines Tisches

Aber nahm er eine Büchse,
Stäubte auf die Bücherseiten
Weißes Pulver, das mit einem
Lappen er bei Seite wischte.
Also hoben jetzt die Lettern
Weiß sich ab vom dunkeln Grunde,
Gleich als hätte eine kund'ge
Unsichtbare Hand die kleinen
Eingeritzten bunten Zeichen
Neu bemalt zu neuer Kunde.
Aldann hob der alte Mönch an:
„Zweierlei sind die Notizen,
Die sich in dem Büchlein finden.
Erstere sind von den Händen
Jenes unglücksel'gen Poppo,
Kurze abgeriss'ne Daten
Über Reisen, Pferde, Jagden,
Schankungen und andre Merkung,
Wie der Tag es mit sich brachte.
Zweiter Hand sind jene Zeilen
Welche folgend also lauten:

„„Dieses also ist die Tafel
Des in Ehren hoch geachten
Herren Poppo, Sohn des Grafen
Berthold, der auf Plassenburgen
Einst gesessen und im heil'gen
Lande fiel, sofern nicht jene
Recht behaupten, so da melden,
Daß benamster Poppo gar nicht
In den Kreuzzug ist gegangen,
Sondern sich mit einem nackten
Wasserweibe hab' verbunden,
Derotwegen denn sein Ehsponst
Von ihm gieng. Im nahen Bergsee
Auf der pfahlumbauten Insel
Lebt' er heimlich und ist dorten
Auch verstorben in den Sünden.
Ist auch darumb seine Ehe
Losgesagt und von der Kirche
Laut vermaledeiet worden.
Sintemal man jenen Poppo
Alle Abend im Geheimen
Sah zum nahen Bergsee schleichen

Und mit einem Wassermensch dort
Kurzweil treiben, welches aber
Gar kein Mensch war und nicht reden
Kunnt, bis daß Herr Poppo ihren
Namen hat errat, so aber
Naja war, hat von der Stelle
Selbig Wasserweib mit einem
Male reden kunnt wie jedes
Andre Mensch und soll durch ihre
Teufelskunst denselben Poppo
Überredt han, seine gute
Eheliebste zu verlassen
Und mit i h r im See zu wohnen.
Ist auch seitdem niemals wieder
In der Welt gesehen worden.""
Also schloß der Mönch und legte
Seine Brille sacht bei Seite.

Durch die bleigefaßten Fenster
Fiel der erste bleiche Lichtstrahl
Auf die Stirn des jungen Prinzen,
Der versunken wie im Traume
Schweigend vor sich niederstarrte.

4.

Wieder war die Mutter Erde
Durch das Reich der Nacht gegangen
Rastlos suchend nach dem fernen
Erdenglücke ihrer Kinder.
Wieder trat sie aus der Pforte
An das Licht der Sonnenwahrheit
Wie seit jenem ersten Tage
Nun in athemlosen Wechsel,
Da das Glück der ew'gen Ruhe
Sie verlor und eitles Trachten
Sie der Nacht entgegenhetzte.
Viel geschäftig regten sich die
Tausendfält'gen Kreaturen
Auf dem ird'schen Ameishaufen.
Auf dem Bergsee schoß ein Schifflein
Durch die schaumgekrönten Wellen,
An dem Steuer stand der Prinz und

Bei den Rudern saßen kräft'ge
Bursche mit entblößten Armen.
An dem Ufer aber standen
Noch die Knechte mit den Pferden,
Sahen lang dem schwanken Fahrzeug
Nach, eh' sie auf weitem Umweg
Längs des Ufers nach dem Schlosse
Ihre Straße weiterzogen.

Aus den grau umspon'nen Wellen
Stieg empor ein zierlich Eiland,
Dicht umkränzt von grünen Büschen.
Wild umkreisten rings die Wellen
Die verlass'ne kleine Insel.
Lang in Front her stürmten ihre
Weiß bemähnten Wasserrosse,
Bis sie längs des starren Ufers
Tobend wirr zusammenbrachen.
Brausend wie in off'ner Feldschlacht,
Die am Fuß der Festungsmauer
Der bedrängten Stadt sich austobt,

Stürmten all die Wellenheere
Unaufhaltsam auf einander,
Und wie wenn vom Mauerkamme
Bricht der Menge lauter Beifall,
Der den Brüdern gilt im Kampfe,
Also rauschten auf der Insel
Sturmbewegt die Waldesbäume.
Nirgends sah man auf dem Eiland
Eine Wegesspur: Gefall'ne
Stämme halb verfault, dereinst'ge
Stolze Größen mischten sich mit
Wirr verschlung'nem grünem Jungholz,
Das in rastlos kühnem Streben
Auf zum Himmel schien zu steigen.
Unbarmherzig schlugen seine
Nassen Zweige nach dem Fremdling,
Gleich als wollt' es das Geheimniß
Seiner Erde ihm verwehren,
Als der kleine Nachen an dem
Ufer schwankend kam vorüber.

Pfeifend, johlend peitscht der Westwind
Die zerstreuten Wolkenfetzen
Auf dem See und ängstlich huschen
Sie vorbei an jener Nußschal,
Die durch all die Wellenberge
Einen Weg sich kämpfend bahnt.
Immer mächt'ger treibt der Sturmwind
Auf dem See sein tolles Jagen.
Wie entfesselte Dämonen
Schlagen an des Eilands Ufer
Rings die Wasser, gleich als wollten
Sie es aus den Ankern reißen
Und mit in die Tiefe zerren.

Bald entschwand im Nebelmeere
Auch die Insel und das Schifflein
Stieg und sank im Wogenlärme.
Hoch bald auf dem Messerrücken
Einer Welle freihin schwebend,
Daß der Wind den Kiel beleckte
Stand es da, dann schoß es zischend

In ein Wasserthal, so daß die
Köpfe der vereinten Schiffer
Hinter einem Wasserberge
Jäh verschwanden, bis sie wieder
Auf der nächsten Welle tanzten.
Allerseits schon schlugen jetzo
Auch die Wasser in das Fahrzeug.
Einer von den Ruderknechten
Warf die Ruder weg und suchte
Mit der holzgeformten Schaufel
Aus dem Boot die Flut zu schöpfen.
Wie ein Raubthier, das dem Käfig
Frei entstürzt, umheulte tobend
Rings der Sturm die kühnen Schiffer.
'S war ein Jauchzen, Klagen, Wimmern,
Lachen, Weinen wie an einem
Teufelsfrohen Hexensabat.
Schüsse krachen, Menschen beten,
Halb Betrunk'ne singen lallend,
In den Tiefen läuten Glocken . . . .
„Seht die Seefrau dort! Die Seefrau!!! . .“

Schrie der eine von den Knechten,
Ließ die Ruder los und stürzte
Wie vom Wahnsinn aufgepeitscht
Vorwärts durch den kleinen Nachen
Fern nach einem Punkt im Nebel
Deutend... aber in demselben
Augenblick, warf brüllend eine
Sturzwell' sich auf's Boot und kippte
Dieses um und seine Schiffer
Fielen jählings in das Wasser.

Lustig tanzte auf den Wellen
Jetzt das Schiff, den Kiel nach oben
Und die ausgeworf'nen Menschen
Strebten, als sie aufwärts tauchten,
Diesem schwimmend sich zu nähern.
Beiden Dienern auch gelang es.
Doch der junge Prinz bemühte
Sich umsonst, denn immer weiter
Trieben abseits ihn die Wogen.
Schreiend suchten ihm die Männer

Ihre Richtung anzugeben,
Doch gar bald war ihm das Schifflein
Aus den Blicken ganz entschwunden
Und die Kraft entschwand dem Armen.

Unsichtbare Hände schienen
In die Tiefe ihn zu ziehen
Und wie Jauchzen wilder Massen
Klang ihm rings der Wellen Toben.
Schwer wie Blei lag's auf den Gliedern.
Weit und breit kein rettend Zeichen.
Keine Hilf'! — Er schloß die Augen.
Seiner früh'sten Kindheit Tage
Schwebten fern an ihm vorüber,
Gleich als kämen sie noch einmal,
Abschied nun von ihm zu nehmen.
Lang in Reihen zogen ihre
Schattenhaften Traumgestalten
Wie ein Trauerzug vorüber,
Ach! und all die Jugendröthe,
Die ihr Antlitz einst verklärte

War dahin. Mit bleichen Wangen,
Eingefallnen trüben Augen
Starrten sie ihn an und schweigend
Mit gesenktem Haupt entschwebten
Sie auf den empörten Wassern.
'S war, als hörte er noch einmal
All die Stimmen seiner Lieben
Und dann war's, als säß' er wieder
An dem Ufer so wie damals
In der mondscheinhellen Nacht und
Aus dem See kam sie gestiegen,
Jenes herrl'che Weib und setzte
Schweigend sich an seine Seite.
'S war, als legte ihre Hand sie
In die seine. Ach! sie war nicht
Kalt, nicht feucht, nein, Leben, heißes
Leben pochte durch die kleine
Weiße Hand und lange saßen
Sie und schauten stumm hinaus auf
Ihren lieben stillen See.

Einmal noch schlug er die Augen
Auf. — Doch welch' ein Traum! War er nicht
Eben hilflos auf den Wellen
In dem wilden See getrieben?!
Hatte er nicht eben noch das
Aug' geschlossen, um den sichern
Tod erwartend zu versinken?
Und nun lag er auf dem weichen
Moos gebettet an derselben
Fernen Uferstelle, die im
Geist soeben ihm erschienen.
Nicht mehr tobte wild der See. Still
Lag die dunkle weite Fläche
Draußen und des Parkes Bäume
Rauschten ringsum müd' und träge.
War's ein Traum? — So träumen Menschen
Nicht auf ruhelosem Lager,
Nicht im Kampf um's heiße Leben!
'S war kein Traum — Nur Götter träumen
So, wenn aus dem Zeitenschlafe
Sie erwachen und wenn eine

Neue Welt sie sich ersinnen:
Werdend steigen die Gestalten
Aus dem Chaos auf und wandeln
Ueber ihre neue Welten
Und vom Wolkenlager schauen
Froh herab die ew'gen Götter.

'S war kein Traum. An seiner Seite
Kniete halb sich auf ihn neigend
Jenes herrl'che Weib mit ängstlich
Feuchtem Blick in seinen Zügen
Forschend. Ach! wie warmes Leben
Aus dem Quell des ew'gen Sein's, so
Strömte ihm ihr Athemhauch in
Seine müde kranke Seele.
Wie ein Gruß aus andern Welten,
Die er einst geschaut, eh' ihn das
Schicksal hergeführt auf diese
Erde, neigte sich die Holde
Über ihn in stummer Sprache.
'S war kein Traum. Als er die Augen

Aufschlug zu dem Götterweibe,
Stand sie auf und schwebte zögernd
Nach dem nahen Seegestade.
Grünlich schillernd floßen ihres
Kleides Fluten von den Hüften
Lang herab und schleppten weithin
Durch die Halme bis zum Ufer.

Von der Erde raffte sich der
Prinz und halb emporgerichtet
Starrte er ihr nach, wie auf dem
Stillen See sie schwebend hinglitt.
All sein Sinnen, all sein Sehnen,
Das so oft er auf die Wellen
Ausgesandt, sah er dort wandeln
In dem Duft des Mondenglanzes. —
An der Stelle, wo sie damals
Schon den Wassern war entstiegen,
Hielt sie an und blickte rückwärts.

„Naja!“ hallte es hinaus auf
Den beglänzten Silbersee; sie

Streckte nach ihm ihre Arme
Aus mit sehnender Geberde,
Legte an die Stirn die Hände
Und versank in ihre Tiefen.

An das Ufer aber kamen
Von dem See herein die Wellen
Leise klagend, leise murmelnd
Wie ein letztes tausendstimm'ges
Lebewohl der stummen Fee.

5.

Abend war's. In langen Reihen
Zogen an dem Firmamente
Die geblähten Wolkenriesen.
Feucht und kalt in abgebroch'nen
Stößen fegte auf dem See der
West und rüttelte die Kronen
All der Bäume längs des Ufers.
Weit umspannte bald der Regen
Wie mit einem grauen Vorhang
Rings die Landschaft und verhüllte
Jeden Ausblick auf die Wasser.
Lange stand der Prinz am Ufer
Eingehüllt in seinen Mantel,
Starrte in das graue Wogen
Und den Lärm der Elemente.

„Naja!" Wie ein halb gedachtes,
Halb gesproch'nes Stoßgebet stieg
Auf die Lippe ihm der Name.

„Naja, wenn du nicht ein Wahn,
Nicht das Schaumbild tück'scher Tiefen,
Nicht das Blendwerk feiger Zungen,
Die in ruhelosem Schaffen
Ihre Giftgestalten formen,
Wenn du bist ein fühlend Wesen
Einsam auf dem stillen Grunde
Wie ich hier im Menschenlärme,
Weßhalb fliehst du, holdes Wesen,
Wenn ich deiner harrend weile?
Naja! Weßhalb zieht der Athem
Deiner klaren Silberwellen
Mich mit mag'schen Zauberbanden
Zu dir hin; weßhalb ist's mir, als
Müßt' ich all die kühlen Fluten
An dies brennend Herze drücken,
Nimmerkehrend in die Tiefen
Stürzen, um Dich, holdes Seekind,
Rastlos suchend zu vergehen . . . . .
Einmal nur in meinem Leben
Möcht' ich dich im Arme halten,

Einmal an dies Herz Dich pressen
Mit der Liebe Allgewalten.
Um ein einzig Sonnenlächeln
Lasse mich bei dir nur werben,
An die Brust mein Haupt dir legen
Und zu deinen Füßen sterben ....."

Also stand der Prinz und klagte
Seiner Seele tiefstes Sehnen
Den gepeitschten grünen Wogen,
Die in wildem Ungestüme
Sich herbei zum Ufer drängten.
Vielgeschäftig trug der Westwind
All die Worte in die dunkle
Nacht hinaus und streute emsig
Rings sie aus auf all die Wellen.

Aber ach! die heiß Ersehnte,
Schaumentstieg'ne kehrte nicht mehr.
Wie vom Berge rinnt der Quell, so
Floß die Zeit und Tag um Tag in
Ew'gem Wechsel ohne Wechsel

Sank in's düstre Thal der Nacht und
Kehrte niemals, niemals wieder.
Und so kam er und so gieng er
Alle Abend zum Gestade
Und so gieng er und so kam er
Täglich klagend an den See.

Eines Abends aber, als ihn
— Später war's als seine Stunde —
An das Ufer zog das sanfte
Licht der frommen Sternenhirtin
Und die feenhafte Ruhe,
Die den Silbersee umspannte,
Sah er an dem Wasserrande
Eine weibliche Gestalt, die
In dem Grase schien zu kauern
Nach dem See den Blick gewendet.
Ihr zu Füßen schmiegte sich ein
Schneegeborner Schwan, den schlanken
Hals in ihren Schoß gebettet. . . .

„Naja!" rief der Prinz und stürmte
Nach dem nahen Seegestade.
Wie ein jäher Schrecken fuhr es
Durch den zarten Frauenkörper,
Als der Aufschrei sie erreichte.
Gleich als wollte sie den Anblick
Eines längst bekannten Unheils,
Das sich naht, noch jetzo meiden,
Sank sie in sich selbst zusammen,
Ließ das schöne Haupt auf ihren
Busen sinken. Hilflos ohne
Zu entweichen, kniete sie halb,
Halb auch saß sie vor dem Jüngling
In die Hand das Antlitz hüllend.
Bis hinab zum Wasserrande
Floß ihr lang Gewand und mischte
Sich dem Grün der leichten Wellen,
Die den aufgescheuchten Schwan
In die dunkle Nacht entführten.
Eine bleiche wilde Rose
Lag in ihrem Schoß und eine

Thaubethränte Perle glänzte
An dem Rand der zarten Knospe.
Ach erst jetzt vermocht' der Fürst die
Ganze Schönheit dieses scheuen
Feenkindes zu erkennen,
Als er dicht so vor ihr dastand.

„Bist du Naja?“ sprach er sanft und
Suchte ihre klaren Augen
Zu ergründen, doch sie neigte
Hold erröthend nur das Antlitz.
„Fürchte nichts,“ begann er wieder,
„Aber sage mir, ob du wohl
Naja bist, die See'entstieg'ne,
Oder ob dich anders nennen
All' die Deinen, die dich lieben?“

„Naja bin ich!“ klang es leise,
Leis' wie eine kaum berührte
Harfensaite, die der Zephyr
Küßt in lauen Frühlingsnächten.

Und sie sah ihn jetzt mit ihren
Märchentiefen Zauberaugen
Voll und ganz in's Jugendantlitz;
Aber ach, zwei Thränenperlen
Rannen über ihre Wangen.

„Weßhalb weinst du, Naja?“ sprach der
Prinz und legte ihr die Hand auf's
Haupt. „Bist du nicht auch so glücklich,
Wie du schön bist, holdes Wesen?“

„Ueber Dich und dein Geschicke
Weine ich“, so klang es wieder
Und sie legte vor die Augen
Ihre Hand, als wollte sie den
Anblick ferner Zeit verdecken.

„Mein Geschicke kennst du, Mädchen?“
Sprach der Fürst, „Komm, Naja, melde
Mir davon, ich werd' es eher
Als ein Mann zu tragen wissen!“

Und dabei ergriff er ihre
Rechte, zeigte nach der Bank, die
Nah' dem Ufer ihrer harrte.
Willenlos ließ sich das Seekind
Nach dem schatt'gen Sitz geleiten.
Halb ihr zugewendet nahm er
Platz und harrte ihrer Worte.
Lange saß sie dort wie zögernd
In dem Schoß die weißen Hände,
Ehe ihre traumumflorten
Blicke auf den Wassern schweiften:

„Ferne Zukunft, halb verschwommen,
Nebelhaft wie Morgenbilder,
Wenn ich von dem Sonnenkusse
Kaum berührt noch träumend wache,
Ziehet dort auf meinem See hin“,
Hub sie an und wie der Nachtwind
Auf dem menschenleeren Meere
Klagend zieht durch Mast und Wimpel,
Klang die halbverhüllte Stimme,

„Dein Geschicke ist's und Deiner
Jugendtage jähes Ende.
Kennst du nicht die alte Märe
Von dem Reich im Wellengrunde,
Von dem König jener Tiefen
Und den Töchtern jenes Herrschers? . . . .
Aus den schneeumwogten Bergen
Steigt's hernieder nach dem Ufer,
Rastlos irrt's am Seegestade
Ruhelos den Wellen klagend.
Ach! und wo die Menschenherzen
Keine Liebe bieten mögen,
Kommen meine grünen Wellen
Friede kündend angezogen . . . .
Doch welch Sterblicher vermag es,
Ferner Zukunft Wort zu deuten?
Daß du damals, daß du heute
Wieder kommen würdest, wußt' ich.
Vorbestimmt war's mir, im Sturme
Dich den Tiefen zuzuführen,
Aber ach, statt dessen hab' ich

Dich dem Ufer zugetragen;
Denn ich sah, dein Auge sehnte
Sich zurück zum Sonnenlichte.
Ach! und dennoch irrst du einsam,
Menschenherrscher, fern den Menschen!
Weßhalb strebst du nach dem ewig
Menschen unerreichbar Fernen?
Ist das Menschensein so nichtig,
Daß du scheu dich von ihm wendest?
Weßhalb suchst du in dem Kreise,
Den die Hand des Unnennbaren
Um dich zog, dein ganzes Selbst nicht
Einzusetzen für die Tausend,
Die auf dich, den Fürsten bauen?
Lebe, Freund! Dem Höchsten lebe,
Was das Leben lebenswerth macht!
Suche mich die Schaumgeborne
Zu vergessen! Schaue nicht mehr
Aus nach Naja, die zu kommen,
Ist bestimmt, wenn du sie rufst. —
Ach! wenn ich an stillen Tagen,

Wenn am blauen Himmelsdome
Schwindet eure gold'ne Sonne,
Stieg herauf und meine Wellen
Laut aufjubelnd mich umdrängten,
Hab' ich oft den selt'nen Mären,
Dann gelauscht, die sie erzählten,
Wenn vom Ufer heim sie kehrten.
Ach! sie sagen, daß der Menschen
Irdisch Leben sei so schön, so
Hold, mein Freund, und deßhalb lebe
Und vergesse dann für immer,
Daß dein harret deine Naja!"

„Meine Naja?" rief der Prinz und
Sprang empor, „Du nennst dich mein und
Forderst dennoch, daß ich fliehe?"

„Wie du sagst, so ist es," sprach sie
Und von Neuem rannen wieder
Ihre perlenklaren Thränen.

„Laß die Thränen, theure Naja!
Denn bei Allem, was auf Erden
Groß und herrlich je gewesen
Will ich, daß du mir gehörest,
Dieses Leben, das du rühmest,
Mit mir theilst und jede Fürstin
Dieser Welt soll dich beneiden!“
Rief mit Ungestüm der Jüngling
Tief das Knie vor Naja beugend.

Halb durch Thränen lächelnd neigte
Naja sich herab zum Prinzen:

„Was im Wellenschaum geboren,
Kann im Wellenschaum nur lieben,
In den Fluten meines Bergsee's
Ist das Reich, das ich beherrsche.
Dort, wo in den tiefsten Tiefen
Ich dem Erdenpulsschlag lausche,
Denk' ich dein und meines Sehnens
Stumme Grüße steigen zu dir

Alle Stunden deiner Tage:
Perlen nennen's wohl die Menschen,
Wenn sie mein Gefilde frevelnd
Schätze wühlend frech entweihen;
Perlen — ach! und doch die Armen
Ahnen nicht, daß es nur Thränen,
Die die Wellentöchter weinen.
Glücklich Menschenkind, du Sprosse
Flücht'ger Zeit, die dich der Ruhe
Nur entriß, um all des Werdens
Ew'gen Glanz und ew'gen Jammer
Hier zu zeigen und dich wieder
Trägt zurück zum Weltvergessen,
Nimmer magst du's je zu ahnen,
Wie wir Ew'gen dich beneiden.
Was du fliehst, des Todes Frieden,
Ach! ist unser heißes Trachten
In dem ruhelosen Werden.
Siehst du dort die Sterne kreisen,
Dort die Welle ewig fluten,
Dort die Wolken rastlos ziehen?

Ach! und dort im Grunde klagen
Meine Schwestern, ewig suchend
Nach Vergessen und Vergehen,
Und wir alle, alle mühen
Uns um das, was dir geboten,
Nur umsonst im ew'gen Wechsel!"

„Seltsam Kind der Wellenmächte!
Weßhalb zeigst du mir das Elend
Eures ew'gen Sein's? Ach ist denn
Dieses Daseins ganzes Weben
Aus dem Chaos nur entstiegen,
Um sich selbst dann zu verfluchen?!
Sollen wir nur glücklich preisen,
Das, was niemals ist geworden?
Dein sein, Naja! Dein nur laß mich
Sein und Dir zur Seite will ich
Mit Dir theilen, was da waltet,"
Stammelte der Prinz, „und gält's auch
Um den höchsten Preis des Friedens!" . . . .

Doch eh' noch das letzte Wort ihm
War entflohen, richtete sich
Naja jäh empor und stand
Hoch vor ihm gleich einer Göttin:

„Mein, ja mein bist du und wirst es
Ewig sein, so lang die Sterne
Über unsern Häuptern kreisen!“
Rief sie jauchzend und wie wilde
Freude unsichtbarer Zeugen
Klang das Echo auf den Wassern.
„Mein! ja mein!“ dämonisch hallte
Es herauf aus dunkeln Tiefen.
Wie der Donner in den Bergen
Jäh sich bricht an steilen Wänden
Und von Thal zu Thale eilet,
Rollte durch den See das Echo.
Lachend schrie's aus tausend Ecken
Sich der See zu, von Gestade
Zu Gestade hallt es wieder,

Wie wenn mit verhalt'nen Händen
Ferne Freunde sich begrüßen.

„Mein! ja mein!" rief sie und preßte
Ihn in tollem Liebesrasen
Mit den weißen Schlangenarmen
An den stürmisch wilden Busen.
Ihm erschien's, als treib' er wieder
Draußen in dem Flutenlärme,
In dem tollen Sturmestoben
Auf dem aufgepeitschten See,
Als die weichen feuchten Arme
Seinen Nacken eng umstrickten.
'S war, als trügen ihn die Wellen
Wieder schaukelnd durch die Fluten,
Als der Busen dieses Weibes
Jetzt an seinen Wangen wogte.
„Mein, ja mein! Doch nun das Zeichen
Eh wir scheiden, theurer Liebling!
Denn dem Rohre am Gestade,

Das dem Winde dient zum Spiele,
Können Götter selbst nicht trauen,"
Sprach die Schaumentstieg'ne kosend.

„Sprich es aus!" versetzte jener.

„Gib dein Fürstenwort!" begann sie.

„Naja!" rief er und ein Schatten
Zog um seine klare Stirne.
Aber ach! Der süße Athem,
Der um seine Lippen koste,
Machte seine Seele trunken.

Wie die Schlange ihre Beute
Erst umarmt in wilder Freude,
Eh' sie sich berauscht am Herzblut,
Preßte dieser schöne Dämon
An das Herz das Menschenopfer.

„Gib dein Fürstenwort!" bedrängte

Schmeichelnd sie den armen Prinzen.

„Nimm es!“

War's gesprochen? War's gedacht nur?
Ah! der Tiger in der Wüste,
Der vom Baumstamm auf die Beute
Stürzt, kann nur mit solchen Blicken
Seine Siegesfreude künden.
Hastig griff mit beiden Händen
Sie nach seiner weißen Rechten;
Alsdann sprach sie:

„Ich begehr' als Pfand der Liebe,
Daß du mich *vergißt* und niemals
Wieder nach mir suchst noch fragest
Und dem Leben deiner Mitwelt
Wiederkehrst . . . .“
Gebrochen sank der
Prinz zurück bei diesen Worten.
„Ich begehr', daß du dem Höchsten

Zustrebst, was des Menschen Wille,
Menschenmacht noch je vermochte,
Daß dein Herz Du einem Weibe
Schenkst und dich dem Erdenglücke
Nicht verschließt . . . . ."
Der Prinz hob flehend
Seine Hand und Naja trat jetzt
Näher. Über ihn sich beugend
Sprach sie sanft:
„Und ich verlange,
Daß, wenn du der Welt bist müde,
Krank dein Herz und keine Freude
Dich erhebt, zu Naja kehrest.
Wenn die Deinen Dich verlassen,
Wenn kein Freund mehr theilt dein Schicksal,
Wenn du einsam unter ihnen
Wandelst, Deines Lebens letztes
Ziel dir unerreicht entschwindet,
Dann, ja dann nur kehre wieder!
Naja harret und wird harren
Bis an's Ende deiner Tage.

Was die Welt dir vorenthalten,
Ruh' und Frieden wirst du finden
Unverletzt vom Zeitenlaufe,
Und kein Schicksal wird dich jemals
Dann von meiner Seite trennen."
Also sprach sie und zum See hin
Wandte zögernd sie die Schritte.

„Naja!" schrie der Prinz und raffte
Sich empor, „Das also ist die
Liebe, dies das Pfand! O nimm den
Schwur, wenn ich nicht sterben soll!"

„Trage es, mein einz'ger Freund! Auch
Ich werd' es zu tragen suchen;
Denn ich weiß, du hast mich lieb,"
Sprach sie, legte ihm die Hand wie
Segnend auf das schöne Haupt, dann
Schritt sie langsam nach dem See.

Wie ein Schneefeld in den Bergen,

Wenn die ersten Sonnenstrahlen
Durch die Morgennebel dringen,
Lag die silberblanke Fläche,
Über die sie schwebend hin glitt.
Freudig zitterten die Wasser,
Die ihr lang Gewand berührten.
Einer Königin vergleichbar,
Welche wieder in das Reich der
Ihren kehret, schritt sie und die
Tausendfarb'gen Wellen drängten
Huldigend sich um die Fürstin.
Fern im Osten zog die erste
Morgenröthe auf und hauchte
Ihre Grüße auf die Wellen
Und als Naja vorwärts schreitend
Jenen Ort im See erreichte,
Wo sie ihm dereinst entschwunden,
Wandte sie sich nochmals rückwärts.
Einmal noch sah sie in's Auge
Ihm, als wollte sie das bleiche
Jugendantlitz dort am Ufer

Ewig in ihr Herz verschließen.
Ihre weißen Schwanenarme
Breitete sie nach ihm aus und
Dann bedeckte sie das Antlitz
Mit der Rechten und versank.

An dem Ufer aber stand der
Prinz und starrte wie vernichtet
Auf den See hinaus, wo eine
Blätterlose wilde Rose
In dem Glanz der neu erwachten
Morgensonne auf ihn zutrieb.

6.

Jahre kamen. Jahre giengen.
Unaufhaltsam flog der Erdball
Durch den Raum im Sternenmeere.
Was einst Jüngling, ward zum Manne,
Und der Prinz saß nun ein König
Auf dem Throne seiner Väter.
Jenes wilde Eiland draußen
In dem See, die „Roseninsel,"
Wie's der König zum Gedächtniß
Naja's nannte, sandte ihren
Rosenduft bis fern zum Ufer;
Denn der Urwald war verschwunden
Und die grünen Wellen spielten
Mit den stummen Blütenkindern.
Oftmals saß der junge König
Nächtlich an dem Seegestade
Still dem Wellenplätschern lauschend,
Ob nicht eine holde Stimme

Nach ihm rief, doch ach, vergebens!
Fern im Silberlicht des Mondes
Schwebte lautlos dann ein weißer
Schwan vorüber auf den Wellen
Und verlor sich wie ein Traumbild,
Wie ein Gruß aus fremden Welten,
In dem Grau der stillen Nacht.

Wo ein Jünger freier Künste
Wandernd traf zu den Genossen,
Pries man dieses Königs Namen,
Der um seines Thrones Stufen
Alle Schätze dieser Erde
Schien zu sammeln. Aus den fernsten
Landen kam man, um die Wunder
Seines kunstverständ'gen Volkes,
Das er lenkte, anzustaunen.
Aber ach, des Lebens täuschend
Spiel blieb auch dem reifen Manne
Auf dem Throne nicht verborgen,
Nicht erspart und seines Herzens

Zwiespalt bannte ihn, die Menschen
Meidend, auf sein steiles Bergschloß.
Nie vermochte je ein Weib sich
Seiner Mannesgunst zu rühmen.
Naja war das Zauberwort, das
Jedes Weib von ihm verbannte.
Naja, seine Schwanenbraut,
Die ihn ewig schien zu fliehen,
Schmückte seine Prunkgemächer.
Einsam trank er dort beim Mahle
Naja's tägliches Gedächtniß.
Niemals kam auf seine Lippen
Das Geheimniß seiner Seele
Und kein Sterblicher vernahm es,
Was ihn ruhelos erfüllte.
Viel geschäftig gieng die Sage
Wohl durch all die weiten Lande,
Daß der junge König leide.
Aber Jahr um Jahr entschwanden,
Und's verblieb, nur daß der König
Unsichtbar im Schlosse hauste.

Wahnsinn flocht in seinen Namen
Die in Gift geborne Fama,
Wahnsinn nannt's die stumpfe Menge,
Die im Staub des Lebens wühlend
Seine große edle Seele
Nicht zu fassen je verstanden.
Wahnsinn war's, weil ach in Sehnsucht
Sich sein einsam Herz verblutet.
Wahnsinn war's, weil er noch wähnte,
Daß der Welt die goldnen Tage
Nicht verrauscht, in der das Edle
Ganz allein der Menschen Herzschlag
Noch bewegt', der Sonne Lichtquell
Unverfälscht im Menschenantlitz
Wie im Bergkrystall der Tiefen
Seines See's sich widerspiegle.
Wahnsinn war's, weil dieser reine
Ungebeugte Fürstenwille
Sich ein Reich schuf, wie's die Dichter
Schon geträumt vor tausend Jahren,
Weil des Schönen stetes Weben

All sein Sinnen nur umkreiste.
Wahnsinn war's, weil seine Seele
Der Gedanken und der Töne,
Der Gestalten formend Schaffen
Stets erfüllt und über all den
Tagespfuhl zum Äther hob.

Aus der Mappe eines Königs.

Ein Vorwort.

Halb verlöschte, blasse Zeichen,
Reste eines Menschensein's,
Von dem Todten selbst geschrieb'ne
Inschrift seines Leichenstein's!

Starrst mich an in stummer Sprache,
Kündest mir verwehten Schmerz,
Der in fern verrauschten Jahren
Einst durchwühlt ein Menschenherz.

Armes Herz, nun ist dein Leiden,
Deine Sehnsucht längst gestillt,
All die Wünsche deines Lebens
Hat der stumme Tod erfüllt!

Kaum entziffer' ich, was du littest,
Was dich härmt', versteh' ich kaum,
Schattenhaft schwebst du vorüber
Wie ein bleicher Morgentraum.

Der Herausgeber.

Aus der Mappe eines Königs.

Auch dieses Herz schlug freudig einst
Und träumt' von Glück u. frohen Zukunftstagen
Und ach! wie bald hat ihm die Zeit
Gelehrt, dem holden Traum entsagen!

Wie war die Welt so groß, so schön,
Umstrahlt vom neu erwachten Morgen!
Wie Sagen nebelferner Zeit
Klang mir die Mär' der Erdensorgen.

Längst ist's vorbei! — Der Fluch des Staub's
Grinst aller Orten mir entgegen
Und finst're Nacht schwebt hoffnungslos
Auf allen meinen Erdenwegen.

Wie ein Komet im Himmelsraume
Begegnet einsam einem Sterne,
So sah ich dich, und wie im Traume
Entschwand dein Bild mir in die Ferne.

Verlassen irrt' ich meine Bahnen,
Dich rings im weiten Chaos suchend,
Verzehrte mich in meinem Wahne,
Die Sternenpracht um mich verfluchend.

Aufflackernd bricht mein Licht zusammen,
So sehr ich sträube mich und quäle,
Noch einmal leuchtet auf, ihr Flammen,
Dann sinke, Nacht, auf meine Seele!

Einen Träumer ohne Ziel
Haben sie mich ausgescholten,
All mein Streben haben sie
Mit Gelächter mir vergolten!

Ohne Ziel? — Ich stieg hinab
In der Erde letzte Tiefen,
Las im Felsgestein des Sein's
Tausendjährige Hieroglyphen.

Auf zum Himmel flog mein Geist,
Wo der Schöpfung Odem wehen,
Lauscht' dem ew'gen Weltenspruch:
„Werden, Blühen und Vergehen!“

Für die kurze Spanne Zeit
Soll ich Ruhm und Gut erwerben,
Und ich habe doch genug,
Resignirt als Mensch zu sterben!

Die Nacht ist stürmisch. Nur ein einziger Stern
Blinkt von dem wolkenschweren Firmamente,
Als ob er in dem wilden Sturm
Sein Lebensziel nicht finden könnte.

Ich tret' vom Fenster, geh' zum Bücherschrank
Und suche Deutung bei den Astrologen:
„Es ist dein eig'ner Lebensstern."
Und ach! sie haben nicht gelogen!

Glatt liegt der See, wie frommer Friede
Am Tag des Herrn das Herz durchzieht,
Das Mondlicht zittert auf den Wassern
Wie ein verklingend Schlummerlied.

So klar, so mild nach Sturmestagen
Erschien mir nie mein Erdenlos;
Mir ist's, als legtest du, Geliebte,
Dein schönes Haupt mir in den Schoß.

Und alle Leiden meiner Tage
Sind wie ein sanfter Hauch verweht,
Ich les' in deinen treuen Augen,
Du theures Weib, mein Nachtgebet.

„Ich hab' Dich lieb!" Gedenkst du noch der Worte,
Die du einst sprachst dort unterm Eichenbaum,
Als du dein Haupt mir an die Schulter legtest?
Du sprachst so leis', daß ich es hörte kaum.

„Ich hab' Dich lieb!" Als du zum See dich wandest
Und ich vor Schmerz vergehend vor Dir stand,
Sprachst du's noch einmal, hold erröthend,
Da du auf's Haupt mir legtest Deine Hand.

„Ich hab' Dich lieb!" — Wenn ach! des Wahnsinn's Schatten
Zieht um die heiße Stirne schwer und trüb,
Scheucht jede Wolke gleich der Morgensonne
Dein lächelnd Zauberwort: „Ich hab' dich lieb!"

War's nur ein Traum? Ich weiß es nicht
zu fassen,
O daß ich dieses Räthsels Lösung fänd!
Ich weiß nur Eins, daß sie mich hat verlassen
Und daß nun Alles, Alles ist zu End.'

Das also war's, was ich erhofft', ersehnte,
Für das ich litt, für das ich warb und rang!?
Ein Wellengrab, wo Glück und Lieb ich wähnte,
In dem mein Stern in ew'ge Nacht versank!

Ich will hinaus zum alten Eichbaum gehen,
Wo sie zuerst die kleine Hand mir gab,
Zum alten Eichbaum, der es einst gesehen
Und sagen ihm, daß ich kein Lieb mehr hab'.

Du Bergessee, du meines Lebens Sehnen,
In ewigem Drang von Kampf und Lust erregt,
Ich such' umsonst das Räthsel zu erforschen,
Das deine große Seele stets bewegt.

In deine Tiefen stürzt' ich mit dem Sturmwind
Und wühlte dich bis zu dem Grunde auf,
Die Wasserberge krachten jäh zusammen
Und aus den Tiefen gähnte nur die Nacht herauf.

Der Donnersprache deiner wilden Brandung
Am Ufer sitzend hab' ich oft gelauscht,
Wie Wuthgeheul verzweifelter Verdammter
Hat mir der Wogenprall gerauscht.

Doch wenn du mir in mondverklärtem Lächeln
Dein friedlich stilles Antlitz dann gezeigt,
Dacht' ich der Stunde, wo ein bleiches Liebchen
Sich über mich in frommem Kuß geneigt.

Die Wellen kosen mit den Wasserlilien,
In Thränen, armes Kind, gedenk ich dein,
Und wie die Wellen ziehen die Gedanken,
Ach! was ich leide, weiß nur ich allein!

Tief im waldumrauschten Thale
Glüht der See im Abendlicht
Und ein letztes Sonnenlächeln
Durch die dunkeln Wipfel bricht.

Eine sturmgeknickte Tanne
Streckt die Äste himmelwärts,
Hilfesuchend wie ein armes
Weltverlass'nes Menschenherz.

Eine Fraue sitzt am Ufer
Hold und bleich wie Mondenschein,
Und mir schleicht's wie Engelsnähe
In das müde Herz hinein.

Als ich dich sah in deinem Jugendglanze
Vor meine trunk'nen Augen treten,
Sank meine Seele dir zu Füßen,
Dich Götterbildniß anzubeten.

Erröthend neigtest du dein Antlitz
Wie eine Blum' im Morgenthauen,
Ich wußte mich an deiner Schöne,
Du herrlich Weib, nicht satt zu schauen.

Doch als mich deine Märchen-Augen
In deine Seele blicken ließen,
Sah ich die Lieb', die aus den Tiefen
Heraufstieg, mich an's Herz zu schließen.

An deiner Seite saß ich manche Stunde,
Indess' die Well' am Ufer rauscht,
Und wie Musik klang dir vom Munde
Ein jedes Wort, dem ich gelauscht.

Dann schwiegst du still, sahst in die Ferne,
Da ich so stumm zur Seite saß,
Von Thränen glänzten Deine Augensterne,
Weil ich das rechte Wort vergaß.

Die Sterne sah ich fern am Himmel schwinden,
Und halb entschlummert lehnst du dich an mich,
Ach! jetzt erst konnte ich die Antwort finden:
„Du bleiches Kind, wie lieb' ich Dich!"

Oft kocht's in mir wie Wellentosen,
Dann zieht's mich wieder himmelwärts,
Als müßte ich mit Engeln kosen,
Vergessen all den Erdenschmerz.

Dein will ich sein! Dein bin ich stets gewesen
Dir streb' ich zu durch Sturm und Nacht,
Wenn auch der Mast in Trümmer splittert,
Das Steuer bricht, der Kiel erkracht.

Dich ruf' ich, Dämon meiner Liebe,
Steig' auf aus deiner finstern Welt,
Trag' mich empor nach jenem Sterne,
Indess' das Wrack am Riff zerschellt.

Und ist der Friede aus der Welt gezogen,
So sei es Sturm! So mag er weh'n!
Dann will ich ringend mit den Wogen
In deinem Anblick untergeh'n!

Der Frühling naht, es sprossen schon die Reben
Und nicken zum Balkone mir herein,
In Busch und Strauch regt rings sich neues Leben
Und neue Lebenslust im warmen Sonnenschein.

So war's auch einst, als ich an deiner Seite
Voll Hoffen grüßt' des jungen Frühlings Nah'n,
Des Lebens Herbst lag mir in dunkler Weite
Ich sah nur Licht und Glanz auf meiner Herrscher-
bahn.

Doch ach! schon über Nacht war's jäh zu Ende,
Ein rauher Sturm brach mir mein Röselein,
Ich preßt' an's Herze deine kleinen Hände,
Wohl kam die Sonne wieder, doch ich war allein.

Die Lilien weinten auf dem Wellengrabe,
Der Herbst umtobte deinen Leichenstein,
Und als zuletzt ich dort gebetet habe,
Schmolz schon der Schnee im Frühlingssonnenschein.

Allein! Allein! — Wo mag dein Geist jetzt schweifen
In diesem unbegrenzten Weltenraum?
Ach! könnt' auch ich die Fesseln von mir streifen,
Mit dir zu schweben durch den ew'gen Traum.

Stiller Friede, Gottes Ruh'
Lagert auf den Gründen,
Armes Herz, ach könntest du
Auch den Frieden finden.

Fernher lockt ein sanfter Ton,
Frommes Betgeläute,
Nur mich fremden Erdensohn
Zieht es in die Weite.

Klar in ihrer ernsten Pracht
Blinken schon die Sterne,
Einsam irr' ich durch die Nacht
In die dunkle Ferne.

Himmelsfriede, Gottes Ruh'
Lagert auf den Gründen,
Armes Herz, ach könntest du
Auch den Frieden finden.

„Dein sein!“ — Welch' ein Wonnerausch
Lag einst, Naja, in den Himmelsworten,
Als wir stürzten diese Welt vergessend
Brust an Brust. Die Himmelspforten
Sprangen auf durch diesen Zauberspruch.

„Dein sein!“ — Bis zur Hefe hab'
Ich den süßen Wonnekelch gesogen,
Ach! und als am fernen Ost
Kam das Morgenroth gezogen
Blieb das Zauberwort mein Erdenfluch.

Nacht! — Ist's dein Dämon nur, um den ich
mich hier quäle,
Der mich aus allen Ecken grinset an?!
Ist's nur das Zerrbild meiner eig'nen Seele,
Das mich verfolgt in ruhelosem Wahn?!

Warum starrst du so drohend jetzt und schweigend
Mich an, du sternenlose Nacht,
In deren Schutze einst sich auf mich neigend
Der Feen holdeste am See mit mir gewacht?

Ich floh den Tag und ach in deinem Schatten
Sucht' Hilfe ich, ein müder Erdensohn;
Nun fliehst auch Du! und meine Kräft' ermatten
Und all mein Streben wandelt sich in Hohn.

Lange dacht' ich drüber nach,
Was dies Leben sei,
In den Wipfeln pfiff der Wind:
„Eh' gedacht, — vorbei!"

„Nur ein Märchen ist dein Sein
Und die ganze Welt,
Das der Herr den Engelein
Lächelnd jetzt erzählt."

„Lauschend sitzt die kleine Schar,
Blickt gespannt darein,
Ist das Märchen dann zu End',
Wird's vergessen sein!"

Was ich litt und was ich war,
Ich versteh' es kaum,
Und der ganze Weltenlauf
Scheint mir nur ein Traum.

Des Märchens Ende.

8.

Wieder war's ein stiller Abend.
Wieder saß der Fürst wie damals
Auf der Bank am stillen Bergsee,
Still und müde saß er wieder
Rückgelehnt wie halb entschlummert.
Nicht ein Hauch strich durch den Laubwald
Träumend zogen bleiche Wolken
An dem dunkeln Firmamente,
Bargen ab und zu die gold'ne
Mondessichel ird'schen Blicken.
Alsdann lag's wie Blei bedrückend
Schwer und dunkel auf den Wassern,
Die rings an die Ufer schlugen.

Doch der König saß nicht einsam
So wie einst: sein altersgrauer
Leibarzt saß an seiner Seite.
Lang, mit unverwandten Augen,

Mit dem Kennerblick des Arztes,
Mit des Menschenfreundes Sorge
Sah er forschend nach dem Kranken,
Dessen Ruh' ihm frohe Hoffnung
Für die Zukunft schien zu künden.
Gleich als wollt' er einen Ruh'punkt
Seiner wechselnden Gedanken
Suchen, ließ er seine Blicke
Auf der mondbeglänzten Fläche
In die weite Ferne schweifen.
Da geschah's mit einem Male,
Daß der Mann des kalten Wissens,
Der so oft des Volkes Glaube,
Wie er geht von Mund zu Munde,
In der Stille sich belächelt,
Fest gebannt in's Weite starrte: — — —

Mitten in der gold'nen Bahn des
Mondes draußen auf den Wellen,
Die in tausend Funken sprühten,
Stieg herauf aus dunkeln Tiefen

Eine Frau von herrlicher Schöne.
Tief bis an die Fersen wallten
Ihres Haares schwarze Wogen,
Wie ein Kleid aus Perlgewebe
Legten sich die grünen Fluten
Schillernd um die vollen Hüfte.
Bis zum Wasserspiegel wogten
Des Gewandes weite Falten,
Mischten sich mit all den Wellen
Die das Götterweib umkreisten.

So stand die Erscheinung draußen
Voll umflossen von dem Glanz des
Milden nächtlichen Gestirnes.
Suchend wandte sie das schöne
Haupt dem Ufer langsam zu und
Ließ die Blicke ringsum schweifen,
Als sie aber an dem Orte
Wo der Fürst saß, angelangten,
Preßte plötzlich sie die Hände
Krampfhaft auf das Herz, als wollte

Einen Wehschrei sie erdrücken,
Der durch ihren Busen wühlte.
Ihre Hände sanken schlaff und
Vor dem Schoß dieselben faltend
Stand sie lange unbeweglich,
Stumm den Fürstensohn betrachtend,
Und wie Thau im Abendhauche
Rannen in den See die Thränen.
Leise, leise zog der Nachtwind
Durch die Zweige längs des Ufers;
Wie der letzte Ton zerriss'ner
Saiten an der Sängerharfe,
Wie die Klagen tiefsten Heimweh's
Kam's vom weiten See herüber.

Zögernd halb, und halb getragen
Von verborg'nen Wellenmächten
Näherte die Schaumentstieg'ne
Sich dem waldumrauschten Ufer.
Schon berührte sie die Grenze,
Die den Wasserrand umsäumte,

Schon auch glitt sie durch die feuchten
Thaubeglänzten Rasenhalme,
Langhin wallten des Gewandes
Weite Falten auf den Gräsern.

Jetzo stand sie bei dem König,
Der in stillem Schlummer ruhte.

Kosend beugte sich die Fraue,
Einer rückgekehrten Braut gleich
Tief herab zu ihrem Liebling.
Sorgsam, ängstlich fast, begann sie
Ihre schwanenweiße Rechte
Um die Schulter ihm zu legen,
Daß sein müdes Haupt an ihrem
Unschuldzarten Busen ruhte;
Mit der Linken aber strich sie
Ueber seine dunkeln Locken.
Wie ein Schauer gieng's durch seinen
Körper. Zögernd schlug das müde
Aug' er auf und eine letzte

Herbe Freude glitt um seine
Blassen Züge, als er aufsah:
„Ach! ich wußt's ja, daß du wieder
Kommen würdest, so wie damals,
Denn ich weiß, du hast mich lieb!“
Klang's wie leises Wellenkosen,
Dann sah sie ihn mit den großen
Augen an in stummer Frage. — —
Schwer und müd' erhob der König
Sich und zeigte mit der Rechten
In den stillen See hinaus.
Ach! sie kannte diese Sprache
Ihres theuern kranken Freundes.
Stützend legte sie den Arm um
Seine Hüfte und wie eine
Mutter ihren kranken Liebling
Führt zur Ruh', so schritt sie zögernd
Und behutsam nach dem Ufer.

Einem farbenprächt'gen Teppich
Gleichend dehnten sich die Wasser

Unter ihren zagen Schritten.
Schulter eng an Schulter, Haupt an
Haupt so schritten sie fürbaß und
Keines Wortes Ton bewegte
Ihre Lippen. Nichts mehr zog sie,
Rückzuschau'n nach all dem Eiteln,
Das sie fern am Ufer ließen.
Wie die brausenden Akkorde
Eines Siegesliedes klang es
Tief herauf vom Seeesgrunde.
Wie die Menge dicht gedrängt steht
Und ein tausendstimm'ges Murmeln
Füllet weithin alle Gassen,
Wenn der König heimwärts kehret,
Drängten rings in mäch'tgen Wogen
Sich die Wasser um die Beiden.

Jetzo war der Ort erreicht, an
Dem die Frau dem See entstiegen.
Ihre Arme lösten sich, es
Schien, als beuge nun die holde

Wellentochter vor dem Fürsten
Tief das Knie mit der Geberde
Frommer Bitte um Vergeben.
Demuthsvoll vor ihrem König
Neigte sie das Haupt, doch dieser
Beugte sich zu ihr herab und
Faßte dieses schöne Haupt mit
Beiden Händen, drückte seine
Lippen auf die unberührte
Stirn des reinen Götterkindes. . . .
Und die Wasser rauschten klagend,
Und die Tiefen brausten jauchzend,
Ringsum wichen unter ihren
Füßen plötzlich all die Fluten . . . .
Und zur Tiefe sanken Beide — — —

— — — — — — — — — — — — —

Wie ein Schlag in wetterschwüler
Luft erweckte dieser Vorgang
Aus dem Bann den wachen Träumer.

Zitternd fuhr er mit den Händen
Über seine schweißbedeckte
Stirne, dann nach jener Stelle,
Wo der König ihm zur Seite
War gesessen. Sie war leer. —

„Leer!“ — Der alte Mann schlug jammernd
Seine Hände vor die Stirne,
Einem Irren gleich durchschweiften
Seine Blicke rings die Gegend.
Alsdann eilte er vom jähen
Wahnsinn aufgepeitscht dem See zu,
Wo die Beiden ihm entschwunden.
Schon umwogten ihn die Wellen
Bis zur Hüfte — achtlos drang er
Weiter. Bis zur Schulter stiegen
Ihm die Wasser — unaufhaltsam
Drang der Angstgejagte vorwärts.
„O mein Fürst! — mein armer König!“
Rang es sich aus seiner Brust, dann

Ward es plötzlich grabesstille;
Nur ganz leise klang in's Weite
Auf den Wassern wie ein letztes
Klagend Echo:

„Armer König!“

Von demselben Verfasser erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der Dragoner von Gravelotte.

Ein Reiterlied aus herrlicher Zeit.

Von

Ernst von der Planitz.

Das Buch fand bei seinem erstmaligen Erscheinen in der gesamten deutschen Presse eine glänzende Aufnahme.

Leipziger Tageblatt:

„Das Werk kann man getrost ein nationales Epos nennen, und daß der Dichter den Stoff, welcher doch unmittelbar der Gegenwart angehört, in solcher Weise gestalten konnte, beweist den wahren Poeten. Die Sprache ist edel, dramatisch belebt, die Schilderungen sind anschaulich, die Personen treten lebendig hervor aus dem gewaltigen Hintergrunde, kurz das Gedicht ist eines unserer besten jener Gattung."

Hessische Morgenzeitung:

„Schon lange hat eine Dichtung keinen ähnlichen Erfolg aufzuweisen, wie der „Dragoner von Gravelotte. Keck, packend und nirgends erlahmend, die Spannung bis zum Schlusse während, gleiten die Verse an uns vorüber, uns die ganze Scala des menschlichen Empfindens, von der lautjauchzenden Begeisterung bis ins stumme Grübeln des Pessimismus geleitend" ꝛc.

Magdeburger Tagblatt.

„In einer Zeit, wo der Ruf „Revanche" bedrohlicher als je aus Frankreich ertönt, ist es wohlthuend, eine so nationale Dichtung, wie die vorliegende, erstehen zu sehen" ꝛc.

Metzer Zeitung:

„Diese nationale Dichtung hat bei ihrer idealen Tendenz in allen echt deutsch gesinnten Kreisen verdientes Aufsehen erregt. Es weht ein echt deutsch-nationaler Hauch durch dieses Buch, dessen Anschaffung wir aufs wärmste empfehlen" ꝛc.

Korrespondent (Nürnberg):

„Eine patriotische Dichtung, in flotten, so recht einem Reiterlied angemessenen trochäischen Rythmen. — Willkommen! so rief ich dem Buche zu, als ich es öffnete u. s. w."

Dresdener Nachrichten:

„Im glänzenden Gewande einer großen Dichtung wird hier zum ersten Male das nationale Einigungswerk von 1870 in die Sphären der Poesie gerückt und der Gedanke des neuen deutschen Reiches sowie die ganze große Bewegung, welche in jenem denkwürdigen Jahre durch Deutschlands Gaue brauste in einem reichbelebten Relief=Cyclus vor unseren Augen aufgerollt. Das Heldengedicht verdient in jeder Beziehung das Epitheton „Reiterlied," denn wie ein feuriges Reiterroß stürmt es von That zu That, die viel verlästerte epische Breite mit seinen Hufen beinahe buchstäblich zermalmend und den verknöcherten Satz der Literaturgeschichte in Trümmer schlagend, daß unsere modernen Zeitverhältnisse einer epischen Behandlung widerstreben" ꝛc.

Die „Hamburger Nachrichten" widmeten dem Werke ein Feuilleton von 4 Spalten:

„Als nationales Epos gedacht, gibt sich das Werk als eine Dichtung im großen Stil, die sich ganz besonders durch den kraftvollen Zug, fast möchten wir sagen, durch das reiterhafte Ungestüm, mit dem es den Leser mit sich fortzureißen weiß, hervorthut„ u. s. w.

Würzburger Journal:

„Ein nationales Epos! Wie ein frischer Hauch aus deutschem Tannenwald umweht uns das Wort mitten in der kohlengeschwängerten Luft literarischer Massenfabrikation! Und Tannenduft und Wäldesrauschen ist es in der That, was durch die Blätter dieses Buches zieht. Mitten durch aber schmettern die Fanfaren deutscher Schwadronen, brausend galopiren ihre Züge vorüber, bis sie allmählich verhallen und wir im lauschigen Waldesfrieden am Fuße einer alten Linde ein blondes Mädchen träumend in die Ferne blicken sehen, umkost von den Ahnungen erwachender Liebe. Aus den Abendschatten tauchen die Ruinen des Wasgengaues auf und erzählen uns von des alten Reiches Herrlichkeit eine lange, märchenhafte Geschichte, am Horizont steigt Straßburgs „sturmzerfetztes" Münster in die Lüfte und aus der Ferne rollt es wie verhallender Kanonendonner einer zu Ende gehenden Völkerschlacht. Es ist eine Dichtung im großen Stil, eine nationale Schöpfung mit zum Theil gänzlich neuen ungewohnten Motiven u. packenden Situationen."

Crefelder Zeitung:

„Auch feine gemüthvolle Empfindung müssen wir den vielen lyrischen Stellen zuerkennen. Kurz und gut, das Werk ist reich an Schönheit."

Augsburger Abendzeitung:

„Große Thaten der Geschichte wurden einst der dichterischen Volksphantasie zum Ausgangspunkte, um in Liedern ihre Helden und deren Heldenthaten zu feiern, in Sagen dieselben zu verherrlichen und wir verdanken solchen Schöpfungsakten der Volksphantasie unsere schönsten Heldensagen und Heldengedichte. In einer Zeit der hochgesteigerten Kultur freilich, wo der Verstand bereits alle Lebensverhältnisse regelnd durchbaut hat und beherrscht, da ist die Volksphantasie als solche schon zu nüchtern, und einzelne gottbegnadete Dichtersubjekte nehmen hier die Arbeit auf, und wir Deutsche haben auch neben herrlichen Produkten der Volkspoesie eine stattliche Anzahl von Produkten sog. Kunstpoesie. Wenn aber der große so ruhmreich geschlagene Krieg von 1870/71 uns Deutschen die so lange und so schwer erstrebte nationale Einigung gebracht hat, so ist es wahrlich nicht zu früh und daher mit doppelter Freude zu begrüßen, daß diese Großthat des deutschen Nationalgeistes ihren verherrlichenden Dichter und Sänger gefunden hat“ u. s. w.

National-Zeitung (Berlin):

„Allen militärischen Kreisen auch wegen seiner realistischen Darstellung zu empfehlen“ 2c.

Stettiner Zeitung:

„Ein farbenprächtiges Gemälde, dessen Figuren mit reliefartiger Schärfe aus dem reichbelebten Hintergrunde hervortreten. Mit kecker, das Kriegsleben lebendig schildernder Jugendkraft verbindet sich ein feiner Humor, welcher die Gefahren der epischen Breite zu vermeiden weiß u. s. w."

Neuer Görlitzer Anzeiger:

„Mit historischer Treue sind die einzelnen Skizzen über die Gefechte und Schlachten entworfen. Die Sprache ist gewandt, fesselnd und reißt den Leser oft unaufhaltsam mit sich fort, während ihr in den stimmungsvollen Szenen der süße Wohllaut nicht mangelt u. s. w."

Passauer Zeitung:

„Der Heldenkampf, welcher vor 16 Jahren die staunende Welt in Athem hielt, rollt sich hier in seiner ganzen Großartigkeit nochmals auf; was wir in jenen Tagen gehofft, gejubelt und — getrauert, das alles leben wir vom Neuen durch, geführt von der überausspannenden Erzählung. Wer selbst aber mit dabei war, wird neben seinen eigenen Erinnerungen kaum ein schöneres „Gedenke jener Tage!" finden, als das herrliche Buch, das sich wie kein zweites als Geschenk für Alt und Jung eignet" 2c.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung widmet dem Werk ein eigenes Feuilleton:

„Ein Epos, gewidmet den gefallenen Helden von 1870/71 im wechselnden Metrum u. umfangreichster Anlage, eine Dichtung durchweht vom echten Patriotismus, erfüllt von edelsten Empfindungen."

Neues Tagblatt (Stuttgart):

„Das Buch, welches nun in sehr gut ausgestatteter Auflage vorliegt, eignet sich recht als Festgabe für den Weihnachtstisch.

Berliner Tagblatt:

„Eine Dichtung im großen Stil, eine nationale Schöpfung mit außerordentlich packenden Situationen Den gefallenen Helden von 1870/71 gewidmet verdient dieses Epos bei allen Patrioten größte Beachtung."

Ulmer Tagblatt:

„Diese Dichtung hat hervorragenden Werth."

Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.

„Wir haben das Buch mit Interesse gelesen. Vom Anfang bis zum Ende spannend, versteht es die Dichtung, den Leser bis zum Schlusse zu fesseln."

Münchener General- Anzeiger: „Es ist äußerst interressant, die Art und Weise zu verfolgen, wie

hier jeder hergebrachten Überlieferung trotzig die Stirne geboten u. aus der unmittelbaren Gegenwart heraus ein Epos vor unsere Augen gezaubert wird, das in jedem Verse, in jeder einzelnen Situation, wie in der ganzen kühn entworfenen Anlage die Anerkennung der Originalität zu beanspruchen berechtigt ist. Um dieser ganz neuen Erscheinung allein willen, verdiente das Werk die Beachtung jedes Gebildeten; das nationale Element aber, welches hier zum ersten Male im Rahmen einer großen Dichtung vor uns gestellt wird, weiß unser ungetheiltes Interesse sofort mit Beschlag zu belegen und vollauf zu rechtfertigen. Schon der Umstand, daß der Dichter die Kunstform des Epos wählte, ist ein Beweis seines klaren, sicheren Blickes; denn jede andere Form, sei es nun Drama oder Roman müßte von vornherein für einen Entwurf wie der vorliegende als verfehlt bezeichnet werden. Wo immer ein Volk sich neu creirt oder ein Volksleben in jugendfrischem Fluß sich befindet, tritt uns das nationale Epos als Verkörperung desselben entgegen und schon dieses erste Kriterium spricht zu Gunsten des Werkes. Noch vor 20 Jahren d. h. ehe die äußerliche Basis eines gemeinsamen National-Bewußtseins geschaffen worden, wäre in Deutschland ein nationales Epos ein Unding gewesen. Ein feiner poetischer Instinkt, möchte ich sagen, (die Literatoren nennen es

„Ingenium,") leitete den Dichter des Dragoners auf die richtige Fährte und er hat in der That den Nagel auf den Kopf getroffen! Ein reiches, vielseitiges Wissen, die unabweisbare Bedingung, die wie an einen modernen Poeten stellen, umfassende Vorstudien des gewaltigen Stoffes lassen sich übrigens überall herausfühlen. Die Sprache ist dem Charakter des Werkes mit richtigem Verständniß angepaßt, volksmäßig und darum fesselnd. Die Darstellung aber ist eine völlig neue, originelle: Leben und Feuer auf jeder Seite, die man aufschlägt! Ein liebenswürdiger, rotbackiger Humor springt dann plötzlich mit einem unerwarteten Saltomortale mitten in die ernsteste Situation herein und verscheucht mit dem Klingeln seiner Schellenkappe allen Trübsinn, welchen die Opfer und Strapazen derer, die sich vor uns kämpfend und ringend vorüber bewegen, nur zu leicht herauf zu beschwören geignet sind, bis der rauschende Strom tiefster Gedanken, die ein Menschenherz durchfluten, uns mit elementarer Gewalt wieder mit sich reißt und in den Strudel des Titanenkampfes zweier um die ideelle Weltherrschaft ringender Rassen schleudert. Die Aushängebogen der ersten Auflage erregten bereits während des Erscheinens im engeren literar. Fachkreise lebhaftes Interesse, u. findet das Buch wie die nach wenig Monaten notwendig

gewordene zweite Auflage erweist, nunmehr auch seinen Weg durch Deutschland in jede Familie, wo deutscher Sinn und Geist, deutsche Liebe und die Ideale des Lebens noch nicht vom häuslichen Herde verscheucht sind und wo die begeisterten Accorde „eines fahrenden Sängers" im Gewoge des Alltagslebens noch gehört werden, wenn er in die rauschenden Saiten greift zur Verherrlichung dessen, was unsere Väter angestrebt und unsere Söhne erkämpft:

Ein einig Vaterland!

Druck von M. Ernst München, Senefelderstraße 4.

Werke desselben Verfassers bei E. Nißler's Verlag in München erschienen:

Ernst von der Planitz, Des Pfarrer's Töchterlein. Roman in Versen.

Ernst von der Planitz, Das Epos des Privatdocenten. Trauriger Sang über einen lustigen Helden.

Ernst von der Planitz, Verschämte Lieder für flotte Brüder.

Ernst von der Planitz, Vom Sturm verweht. Gedichte.

Ernst von der Planitz, Nordland's Fahrt.

Ernst von der Planitz, Die Philosophie von unten oder die Welt aus der Froschperspektive. Philosophische Vorträge.

Ernst von der Planitz, Vergessene Geschichten. (Die letzte Hexe. — Ein Socialdemokrat des Mittelalters. — Eine 2000jährige Bildergallerie. — Die Steinbrüche Salomons. — Eine Todtenstadt. — Ein Wickingerschiff.)

Ernst von der Planitz, Die volle Wahrheit über die Katastrophe in Meierling. Nach amtlichen und publicistischen Quellen sowie den hinterlassenen Papieren, geb. 80 Pfg.

Unter der Presse:

Ernst von der Planitz, Spaziergänge auf unserem Planeten.